



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine richtige Charte bringen und recht ausrechnen, solche auch denen Kaufleuten ungesäumt praesentiren, damit sie an' Freimachen ihrer Güter nicht gehindert werden, desgleichen die Güter, damit ich die Fuhrleute belade, fleißig einschreiben und ihrer jedweden darüber eine Charte geben, mit denen Fuhrleuten wegen des Lohnens kein heimlichen Verstand machen, dadurch denen Kaufleuten Schade geschehe, mit denen Frachtgebern, die von mir eincassirt werden, treulich umgehen und jedem Fuhrmann das Seinige auszahlen, niemand nicht übersehen, do jemand aus meinen Büchern und Registern Nachricht begehret, solche richtig und der Wahrheit gemäß ausgeben, wenn sich zwischen Kauf- und Fuhrleuten der Fracht halber Irrungen erregen, zu deren Beilegung ihnen mit dienlicher Nachricht willig an die Hand gehen, allenthalben E. E. Rathes und gemeiner Stadt Bestes suchen und befördern und demselben in allen Dingen treu, hold und gewehr sein, auch alles dasjenige, was diesem Dienst anhängig ist, in gute Acht nehmen, und solches alles nicht unterlassen weder um Gabe, Freundschaft, Feindschaft, noch um einiger anderer Ursache willen, so wahr mir Gott helfe u. s. w." Wie lange das Amt bestanden hat, vermögen wir nicht genau anzugeben. Im Leipziger Adreßbuch von 1732 steht der „Güterbestäter“ noch (neben dem „Güterbeschauer“) unter den Wagebeamten, in dem von 1736 fehlt er bereits; in der Zwischenzeit ist also das Amt eingezogen worden. Übrigens hat auch Grimms Wörterbuch unter Bestäter aus Stieler's Sprachschatz die Bemerkung: In Zürich heißt so ein Spediteur.



Litteratur

Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirtschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Zweite Auflage, Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1889

Der Verfasser setzt den in seinem Werke „Kultur und Natur“ begonnenen Versuch, Nationalökonomik, Kulturgeschichte und Naturwissenschaften auf dem „neutralen Boden der reinen Ökonomik“ mit einander in Zusammenhang zu bringen, in diesen zehn Studien mit glücklichem Erfolge fort. Um von der Fülle geistreicher Verknüpfungen, die sie enthalten, eine Ahnung zu geben, führen wir von dreien die Haupt- und die Kapitelüberschriften an. I. Die Ökonomie des Raumes bei verschiedenen Nationen. 1. Primitive Raumzustände. 2. Mehrfache Horizonte. 3. Die Nationen der vollen Raumbeherrschung. IV. Morphologisches von drei Ersatzmitteln unsrer Oberhaut. 1. Die Metamorphosen der Haut. 2. Urformen der Wohnstätten und Gefäße. 3. Vollkommnere Techniken. 4. Die Kleidung als Gefäß. [Auch weniger geistreichen und gelehrten Leuten fällt beim Anblick eines Zylinderhutes zuweilen der Kochtopf und beim Auskleiden, namentlich im Winter, die Zwiebel ein.] 5. Die Gliederung und Zusammensetzung der Gefäße. 6. Das Prinzip der Schichtung. VII. Zeiträtsel der organischen Welt. 1. Sein oder Werden? 2. Die Thatsache der stets unzureichenden Zeit. 3. Das Wechselleben primitiver Organismen. 4. Die

Grenzboten I 1890

19

Branntwein das delirium tremens bekommt, schon weniger. Die Voreingenommenheit für den Industrialismus verleitet den Verfasser, die sozialen und politischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten viel zu günstig zu beurteilen; er scheint nicht zu wissen, daß auch dort schon die soziale und namentlich die Bodenfrage lebhaft erörtert wird, was bei dem Bodenreichtum der Union ein reiner Skandal ist. Als die Perle der Sammlung sehe ich Nr. III. an: „Im Kulturkreise der Odyssee.“ Das anmutige Bild der homerischen Welt, das hier entworfen wird, dürfte den Lesern aller Richtungen denselben Genuß bereiten. Die technischen Kulturzustände dieser Welt entsprechen denen des spätern christlichen Mittelalters, von dem sie sich durch die Enge des geographischen Gesichtskreises, aber auch durch größere Sittereinheit unterscheiden. „Was aber die geistige Kultur betrifft, erscheint die ganze Erde für das homerische Kulturwerk kaum groß genug. Durch diesen Kulturkreis muß jeder geschritten sein, bevor er auf Bildung, auf Kultur überhaupt Anspruch machen darf.“

Unter drei Kaisern. Reden und Aufsätze von Ernst Curtius. Berlin, Wilhelm Herp (Besserische Buchhandlung), 1889

Dieser dritte Band der unter dem Haupttitel „Altertum und Gegenwart“ gesammelten Reden und Vorträge des Berliner Geschichts- und Altertumsforschers bringt folgende sechzehn Reden und Aufsätze: Gedächtnisrede auf Kaiser Wilhelm I.; Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich; Die Bürgschaften der Zukunft; Friedrich II. und die deutsche Litteratur; Der Beruf des Fürsten; Das Königtum bei den Alten; Die Griechen als Meister der Kolonisation; Athen und Eleusis; Der Zehnte; August Böckh; A. Böckh und R. D. Müller; Richard Lepsius; Düsseldorf und Cornelius; Erinnerungen an Emanuel Geibel; Georg Curtius; Naxos.

Schon dieser Inhalt zeigt, welche Fülle von Anregung hier geboten wird. Wer selbst ein Zuhörer von Curtius gewesen ist, wird auch dem gedruckten Worte gegenüber in freudiger Erinnerung des fesselnden Vortrags gedenken, durch den der greise Gelehrte die Jugend für das klassische Altertum zu begeistern und zugleich immer in Verbindung mit der Gegenwart zu erhalten versteht. Diese Sammlungen seiner Reden werden eine willkommene Gabe für alle sein, die ihn gehört haben. Aber sie wenden sich auch an weitere Kreise. Und wer wäre mehr dazu berufen, das Gedächtnis unsrer ersten Kaiser zu feiern, als der Mann, der sich rühmen darf, der Erzieher Kaiser Friedrichs gewesen zu sein? Wer vermöchte Athen und Eleusis, das Königtum der Griechen und die folgenschweren Nachwirkungen der griechischen Kolonisation anschaulicher zu schildern, als der Gelehrte, der uns als einer der ersten das staatliche Leben des alten Hellas in engster Verbindung mit seinem Glauben, seiner Kunst und Litteratur dargelegt hat? Und wer stand Georg Curtius und Emanuel Geibel näher, als der Bruder des großen Sprachforschers, der Jugendfreund des Dichters, der schon in Lübeck als Knabe der Jugendgespieler, in Berlin als Student der Freund, in Griechenland als junger Forscher der Reise-genosse Geibels war? Auf dieser gemeinschaftlichen Reise durch den Archipel hat Curtius auch die Anregung zu dem schönen Vortrage über die Insel Naxos erhalten.

Das Christentum und seine Gegner. Eine wissenschaftliche Untersuchung von Otto Fleischmann. Leipzig, Fischer, 1889

Eine neue Schutzrede für den christlichen Glauben, und eine, die unzweifelhaft Wert und Berechtigung hat. Der Verfasser weiß sehr wohl, daß von Beweisen

für den Glauben unmittelbar nichts zu erwarten ist, er stellt ihn daher nur einfach in seinen Grundlagen dar. Dann aber prüft er die Beweise gegen das Christentum, insbesondere gegen das geistige Sein, die Schöpfung, gegen Willensfreiheit, gegen die geschichtliche Person Jesu, und für die Unabhängigkeit des sittlichen Fortschritts von allem Religiösen. In allen diesen Angriffen würde er, wenn sie erfolgreich sein könnten, eine wirkliche Schädigung und Zerstörung des christlichen Glaubens sehen. Daß er mit den Philosophen wohl bekannt ist, insbesondere mit Kant und seiner Kritik der Vernunft, ist offenbar, den spätern Philosophen, die wir in die dogmatistische Allweisheit zurückfallen sehen, hätte er nicht so viel Unheil zuschreiben sollen, insbesondere hat doch auch Hegel nicht bloß negativen Wert. Auch die Naturwissenschaft imponirt dem Verfasser nicht besonders, besonders nicht der Materialismus und Darwinismus. Sie sind ihm nicht stark genug, um Sturmböcke gegen den Glauben zu sein. Die biblische Kritik ist dem Verfasser wenig bekannt; aber die Summe ist richtig dahin gezogen, daß die Ergebnisse der Kritik das Christentum selbst nicht erschüttert haben und es auch nicht erschüttern können. Er hätte sagen können, daß die wirklich großen Kritiker unsrer Zeit auch nicht die Absicht haben, das zu thun. Damit hat der Verfasser die wissenschaftlichen Gegner zurückgewiesen. Er stellt dann kulturgeschichtliche Reflexionen an, um Sittlichkeit und Christentum in ihrer schönen Verbindung und Wechselwirkung zu schildern. Hierbei wird vieles flüchtig berührt, auch die soziale Reform unsrer Tage. Alles ist in edelm Sinn gehalten und lieft sich gut. In dem Kreise des Verfassers scheint auch Buckles Geschichte der Zivilisation noch gelesen zu werden, und er widmet diesem Buche nach seinen prinzipiellen Teilen eine eingehende Erörterung.

Probleme aus der christlichen Ethik. Bearbeitet von Julius Schiller, Pfarrer zu Nürnberg. Berlin, Reuther, 1888

Der Verfasser spricht in einer anregenden, mehr seelsorgerischen als wissenschaftlichen Weise von sechs ethischen Problemen, er behandelt die Axiophora und das Erlaubte, die Askese, das Gelübde, das Gewissen, die Kollision der Pflichten und die Freiheit des menschlichen Willens. Er hat die sechs Aufsätze in ländlicher Stille und Einsamkeit zur Klärung seiner eignen Ansichten geschrieben, er muß dabei aber von einer großen Menge von Büchern umgeben gewesen sein, denn er zitiert viel und ist in seinen Hilfsmitteln vorzüglich bewandert. Sein Absehen ist eigentlich nicht die christliche Ethik, sondern die biblische. Er benutzt das Alte und das Neue Testament in alter Weise, als unmittelbare göttliche Gesetzgebung; sein gesunder Sinn bewahrt ihn jedoch dabei vor gröbern Mißbräuchen. Interessant ist es, wie er in der Art der katholischen Kasuisten, aber in evangelischem Sinne, sich in die praktischen Fragen des Lebens einläßt. So z. B. S. 6, wo er davon handelt, ob das Tanzen erlaubt sei. „Eine übertriebene Verteidigung dieser weitverbreiteten Form für geselliges Vergnügen ist ebensowenig am Platze als ein einseitiges Verurtheilen.“ Die alttestamentlichen Tänze will er nicht heranziehen, nicht etwa weil uns die Sitte der Juden nichts angeht, das würde seine Anschauung des Alten Testaments nicht gestatten, sondern weil es eben andre Tänze waren, als die modernen, wie er zu verstehen giebt, wahrscheinlich unsern alten Gavotten und Menuetten ähnlicher. Mit Cancan und Fandango macht er natürlich kurzen Prozeß. So treffen wir auch in dem Aufsatz über Gelübde die Kasuistik in reichem Maße an. Das mag für viele ganz zweckmäßig sein, denn die seelsorgerische Unterhaltung kann nicht immer in allgemeinen Sätzen einhergehen, sondern bedarf der Spezialisierung. Darum werden junge Geistliche, die ihre wissenschaftlichen Studien hinter sich haben, von

dem vorliegenden Buch, obwohl es von systematischer Wissenschaft nichts enthält, ohne Zweifel einen nützlichen Gebrauch machen können.

D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Von C. F. Georg Heinrici. Mit dem Bildnis. Berlin, W. Herz, 1889

Tagebücher von Verstorbenen und Briefe von Verstorbenen an Verstorbene machen, wenn man die Verewigten einst nahe gekannt hat, immer einen wehmütigen Eindruck. Sind aber die Personen, die wir so über das Grab hin in ihren besten Empfindungen belauschen, bedeutende Männer und handeln sie unter einander über hochwichtige Interessen ihrer Zeit, so ist kaum eine Litteratur mit dieser an Wert und Würde zu vergleichen. Uns ist der Eindruck geworden, daß, wer diese Schrift mit Teilnahme und Empfänglichkeit liest, wer mit Twesten, Brandis, Schleiermacher, um nur die hervorragenden Namen zu nennen, so eng zusammenlebt, wie es die Schrift möglich macht, eine dauernde sittliche Stärkung dadurch gewinnt. Und so wünschen wir dem Buche viele dankbare Leser.

Das Leben Twestens war im ganzen das eines deutschen Gelehrten, ohne große Erschütterungen erhebt er sich aus ganz einfachen Familienverhältnissen in der Wissenschaft zu einer Geringfügigkeit, die nicht bahnbrechend war, aber von größern Geistern mit Ehrerbietung und Vertrauen begrüßt wurde. Von Tausenden von Studirenden wurde bezeugt, daß sie von Twesten den besten Teil ihrer wissenschaftlichen Überzeugungen ableiten mußten. Und diesen Mann sieht man in Tagebüchern und Briefen nun um seine geistige Klarheit ringen, beständig an sich arbeiten, seine innere Selbstständigkeit erkämpfen und wahren nach rechts und links, klagen um Verluste, die er als Vater und Freund bei der allmählich hochsteigenden Zahl der Jahre erleiden mußte, denn er war 86 $\frac{3}{4}$ Jahre alt, als ihn der Tod abrief. Und das alles in einer Fülle vielseitiger Bildung, wie sie in der heutigen Arbeitsteilung immer seltener wird, und in einer sittlich strengen Auffassung auch der kleinen Dinge. Dem Theologen brauchen wir nicht zu sagen, daß über die Beziehungen Schleiermachers zu Twesten, Claus Harms und zu manchen andern bedeutenden Zeitgenossen in den Briefen neue und reiche Materialien zu finden sind.

Kulturgegeschichtliche Bilder aus Göttingen. Von Dr. Otto Mejer. Linden-Hannover, Manz, 1889

Das Buch enthält acht Aufsätze, von denen vier schon früher anderswo vortragen und gedruckt worden sind. Sie sollen mit der Kenntnis älterer Göttinger Zustände auch die Liebe zur Geschichte der Universität in weitere Kreise tragen, und das werden sie ohne Zweifel auch thun. Die Gegenstände sind folgende: 1. Die Entwicklung der Göttinger Universitätsverfassung. 2. Alte Göttinger Gesellschaft. 3. Ehemalige Studentenverbindungen. 4. Professoren und Studenten gegenüber einer Zensurmaßregel 1792. 5. Göttinger Studentenwohnungen. 6. Aus des Reichskanzlers Göttinger Studentenzeit. 7. Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren. 8. Ein Lebenslauf. Friedrich Wilt. Unger (1810—1876).

Das Buch bekundet überall eine Liebe zu dem *genius loci* und eine Genauigkeit der Kenntnisse, wie sie nur alte Ansässigkeit und der Zugang zu allen Universitätsakten möglich macht. Die Göttinger Universität hat lange Jahre eine so hervorragende Rolle gespielt, daß diese scheinbar nur lokalen Geschichten einen großen Leserkreis haben werden. Uns hat am meisten der letzte Aufsatz ergriffen.

Die Überfüllung der gelehrten Fächer. Deren Ursachen und Mittel zur Abhilfe. Ein Beitrag zur Lösung der Schulreformfrage von Dr. Otto Kunzemüller. Zweiter Abdruck. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1889

Der Verfasser hat schon einmal über die Schulreform (1888) bei Osterwiz in Leipzig eine Schrift erscheinen lassen. Er geht von der im Titel erwähnten Überfüllung der gelehrten Fächer aus, die eine unwillkommene Tatsache ist. Es ist freilich eine ganz unzweckmäßige Methode, pädagogische Fragen durch Überfüllungsrücksichten zu verunreinigen. Ein Radikalismus, der rücksichtslos auf die Beseitigung jener Überfüllung arbeitet, hätte es ja leicht, er könnte den Universitäten eine Beschränkung der aufzunehmenden Studenten vorschreiben, die Klassenfrequenz der Schulen herabsetzen, ein Maximalalter der Abiturienten feststellen und dergleichen, so wäre in kurzer Zeit das Übel gehoben. Aber da noch einige andre Rücksichten nicht zu vernachlässigen sind, so muß eine „organische“ Veränderung des Schulwesens, diese beliebte Floskel, herhalten. Diese „organische“ Änderung ist eine der 344 Vorlagen, über die der Minister von Gossler berichtet hat. Sie beruht darauf, daß Vorschule und Unterschule, also die Klassen bis zur Quarta, eine gemeinsame Grundlage für alle höhern Schulen bilden. Von fremden Sprachen kommt nur die französische (drei Jahre lang sechs Stunden) in Betracht, nicht die lateinische. Dann soll sich herausgestellt haben, ob der Schüler noch drei Jahre eine realistische Mittelschule besuchen soll, die er dann mit allen möglichen Berechtigungen verlassen kann, oder ob er statt der dreijährigen Mittelschule eine sechsjährige Oberschule erwählt. Das letztere wird er thun, wenn man ihm mehr Verstand zutraut und wenn er die entsprechenden Mittel hat. Aber auch hier wird ihm noch ein Beobachtungsjahr (Untertertia) vergönnt. Erst in Overtertia muß er sich entscheiden. Entweder besucht er dann eine gymnasiale Abteilung mit Griechisch oder eine moderne mit Englisch. In dieser modernen Abteilung ist auch noch ein fakultativer griechischer Kursus mit zwei wöchentlichen griechischen Stunden drei Jahre lang vorgesehen. Es lohnt sich nicht, über die Vorschläge zu sprechen, die gewiß nicht schlechter sind, als viele andern. Der Verfasser ist seiner Sache ganz gewiß; daß sein Gymnasium kein Gymnasium mehr ist, kann er nicht begreifen. Ihm ist es nur eine Überhebung der Gymnasiallehrer, so etwas zu behaupten. Schwierigkeiten und Bedenken kennt er nicht, wie das bei Enthusiasten immer so ist.

Adalbert von Chamisso als Naturforscher. Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages (28. Juni 1888) gehalten von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Belt, 1889

In schöner Form wird uns hier der lebenswürdige französisch-deutsche Dichter Chamisso von einer andern Seite seines Strebens gezeigt, von seiner naturkundigen Seite. Die Einleitung stellt den etwas verwickelten Lebensgang des jungen, talentvollen Mannes dar, bis sich Chamisso am Genfer See 1811 dem Studium der Botanik zuwendet und in Berlin die neue Universität bezieht, um Naturwissenschaft zu treiben. Hier fügt der belesene Redner litterarische Notizen über „Peter Schlemihl“ ein, die sehr interessant sind. Bald hat Chamisso nun Gelegenheit (August 1815) am Bord des Kurik die Naturwissenschaft recht aus den Quellen zu studiren. Neben mehr allgemeinen Reflexionen, die der Redner aus den Aufzeichnungen Chamissos mittheilt, berichtet er, daß sein rascher Blick gleich auf der englischen Küste eine *Centaurea nigrescens* auffand, wie mehrere andere neue Spezies anderswo, für deren Verbreitung er uneigennützig sorgte.

Auf dem zoologischen Gebiet werden seine Beobachtungen der Salpen und deren Generationswechsel erwähnt. Ein größerer Raum wird den Theorien über

die Atoll-Inseln gewidmet, wobei der Redner nicht nur die spätern Theorien vergleicht, sondern auch Chamisso einen Aufsatz abspricht, den man ihm aus ungenauer Lektüre des Kobebueschen Reisewerks heraus zugeschrieben hatte. Sodann wird Chamissos Verdienst um die Lehre von der Entstehung der Torfmoore hervorgehoben, die man früher als Erzeugnisse des Meeres angesehen hatte. Es ist erstaunlich, wie derselbe Mann, den wir als Dichter verehren, den wir als einen Forscher auf dem Gebiet abgelegener Sprachen wie der Hawai-Sprache bewundern, auch auf seinem naturwissenschaftlichen Gebiete so viel Anregung geben konnte. Kein Mann war wohl so geeignet wie Dubois-Reymond, durch eigne Vielseitigkeit so mannigfaltige Strahlen in eine kurze Summe zu fassen.

Grillparzers Kunstphilosophie. Von Dr. Emil Reich. Wien, Manz, 1890

Diese Schrift, in mehrfacher Weise verdienstlich, gehört in die Reihe jener Vorarbeiten, die zur wissenschaftlichen Neugeburt oder vielmehr Ausbildung der Ästhetik notwendig sind. Man ist endlich allgemein zu der richtigen Erkenntnis gelangt, daß über die Kunst und zumal über Poesie zu sprechen doch wohl die denkenden Künstler und Dichter zunächst berufen sind. Das Vorurteil, das bisher in wissenschaftlichen Kreisen herrschte, daß sich Kunstschaffen mit Kunstphilosophie nicht in demselben Kopfe vereinigen könnten, eine Meinung, die der größte Kunstphilosoph unsers Jahrhunderts, Fr. Th. Vischer, theoretisch aussprach, um sie durch seine eigne dichterische Praxis zu widerlegen, dieses Vorurteil wird denn doch nach und nach überwunden. Eine der wichtigsten Aufgaben der litterarischen Forschung ist es demnach u. a., Goethes zerstreute kunstphilosophische Gedanken systematisch zu ordnen; kein kunsttheoretisches Werk ist so fruchtbar für die poetische Produktion wie Otto Ludwigs Shakespearestudien, wie Gustav Freytags „Technik des Dramas“ geworden. Der hohe Wert von Friedrich Hebbels Tagebüchern liegt hauptsächlich in seinen ästhetischen Betrachtungen; auch aus dem Nachlaß Berthold Auerbachs hat uns sein Verweiser und Biograph, Anton Bettelheim, die kunstphilosophischen und kritischen Aufzeichnungen als ihren wertvollsten Teil in Aussicht gestellt. Nun soll auch Grillparzer zu seinem Recht als Stimmführer im Chöre der Kunstphilosophen gelangen. Zu den vielen Änderungen veralteter Urteile über Grillparzer und seine Leistungen, die die Herausgabe seiner Werke im Gefolge hatte, gehört auch, wie Emil Reich glänzend nachweist, unsre Pflicht, Grillparzer als einen der bedeutendsten Kunstästhetiker anzuerkennen, was allerdings erst jetzt möglich geworden ist, nachdem Sauer viele der bis zum Jahre 1887 unbekannt gebliebenen prosaischen Schriften in die von ihm besorgte vierte Gesamtausgabe der Grillparzerschen Werke aufgenommen hat. Reich weist nun nach, daß Grillparzer in den wichtigsten Grundfragen der Kunstphilosophie vor einem halben Jahrhundert ganz unabhängig und selbständig zu den Ideen gelangt ist, die man jetzt als die wichtigsten anerkennt. Jahrzehntelang vor Fichners in der Ästhetik epochemachenden Lehre von der Ideenassoziation als dem bedeutsamsten Faktor des ästhetischen Empfindens hatte es Grillparzer schon seiner verschwiegenen und verschlossenen Schublade anvertraut: „Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung, die einerseits den Unterscheidungen der Urteilkraft nahe steht, anderseits durch Hineinreichen in den ganzen Menschen eine ungeheure Verknüpfung — Ideenassoziation — anregt.“ Und nicht minder lange Zeit vor Vischer hat Grillparzer das Wesen des ästhetischen Naturgenusses im Hineintragen menschlicher Empfindungen in den unbelebten Gegenstand erkannt: „Warum ergreift uns der Anblick eines blitzgetroffenen Baumes? Was beseufze ich? Den Baum? Er fühlt seine Verletzung nicht. Oder beseufze ich halb un-

bewußt das Fallen alles Großen, das Verblühen des Blühenden, das Los des Schönen auf der Erde? Trage ich meine Empfindung auf den Baum über, oder ist er mir nur ein Bild dessen, was ich dabei denke?" Mit dieser unter seinen Bemerkungen vielfach wiederkehrenden Erkenntnis hatte Grillparzer schon den Weg moderner Ästhetik betreten. Aber noch mehr: auch in ihrer Methode empirisch-psychologischer Betrachtung und Analyse hatte er ihn betreten, die Methode der spekulativen Philosophie mit ihrer apriorischen Ästhetik war ihm gründlich verhaßt. Darum ärgerte er sich über Hegel und seine Schüler, wie überhaupt seinem positiven Geiste alle Metaphysik und Mystik gänzlich fremd war. In allen seinen kunstphilosophischen Bemerkungen findet sich nur eine kleine Spur von Pantheismus. Alles religiöse Denken, das der Dichter doch nicht entbehren kann, beschränkte sich bei Grillparzer auf den Glauben an eine sittliche Weltordnung, den er für die Dichtung überhaupt ganz unentbehrlich fand. Aber er gab sich mit diesem Thema nicht weiter ab, um desto ausführlicher über alle eigentlich künstlerischen Probleme der Poesie nachzudenken. Und dieses Nachdenken führte ihn zu Überzeugungen, die gegenwärtig, außer dem Lager der Naturalisten und Ibsenschwärmer, überall geltend sind.

Seine Kunstphilosophie hat aber Grillparzer nicht systematisch dargestellt, wenn er auch eine Doppelnatur war; Grübler und Phantasiemensch zugleich, so hat er doch seinen Beruf mehr im künstlerischen Schaffen als im Denken über dieses Schaffen erkannt. „Ich nehme mir, schrieb er einmal, bei diesen Anmerkungen vor, ohne Rücksicht auf ein System über jeden Gegenstand dasjenige niederzuschreiben, was mir aus seinem eignen Wesen zu fließen scheint. Die dadurch entstehenden Widersprüche werden sich am Ende entweder von selbst heben, oder, indem sie nicht wegzuschaffen sind, mir die Unmöglichkeit eines Systems beweisen.“ Damit war Reich der Weg für seine Arbeit vorgezeichnet. Er hat aus den in ihrer scharfen Zuspitzung und epigrammatischen Kürze oft wunderbaren Bemerkungen des Dichters ein System aufgebaut, mit anerkanntem Fleiße die sechzehn Bände der Gesamtausgabe durchgeackert und sich keinen Vers entgehen lassen. Aber er hat zugleich auch Kritik geübt, sorgfältig den historischen Zusammenhang und Anlaß jeder Glosse erwogen und darum eine kritische Leistung von wahrhaft wissenschaftlichem Werte gegeben. Dabei ist seine Form elegant und liefert weit mehr, als, wie das Wort in Aussicht stellt, eine „bequeme Zusammenstellung verstreuter Äußerungen,“ manche Partie hat Reich für oder gegen Grillparzer ausführlich und selbständig behandelt, namentlich die Polemik gegen die Ästhetik des Naturalismus.

Die Klarheit, Sauberkeit und Übersichtlichkeit der Schrift Reichs lernt man besonders schätzen, wenn man versucht, ein neuerdings erschienenenes ähnliches Buch über Schillers Ästhetik zu lesen, das alle jene Vorzüge vermissen läßt und zu dem bestaubten Haufen scholastischer Übungen geschoben werden muß, deren wir nur zu viele haben.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig